

Harry Sidebottom

Der Krieg in der antiken Welt

Aus dem Englischen übersetzt von Florian Himmller

Mit 24 Abbildungen und 5 Karten

Reclam

Titel der englischen Originalausgabe:
Harry Sidebottom: Ancient Warfare. A Very Short Introduction
Oxford / New York: Oxford University Press, 2004

Der Autor ist Dozent für Alte Geschichte an der Universität Oxford

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20397

Alle Rechte vorbehalten

© für die deutschsprachige Ausgabe

2008, 2015 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Die Übersetzung erscheint mit Genehmigung von Oxford University Press,
Oxford. This translation of *Ancient Warfare. A Very Short Introduction*,
originally published in English in 2004, is published by arrangement with
Oxford University Press.

© 2004 Harry Sidebottom

Umschlaggestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Umschlagabbildung: Zwei Kriegerköpfe auf einer chalkidischen Amphora,
6. Jh. v. Chr. Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin. © bpk /

Antikensammlung, SMB / Ingrid Geske

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen

Printed in Germany 2015

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-020397-2

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung	7
1 »Auf mein Signal lässt ihr die Hölle los«: Die abendländische Art der Kriegsführung?	15
2 Krieg als Grundlage des Denkens	36
3 Krieg und Gesellschaft	59
4 Reflexion des Krieges	80
5 Strategie	96
6 Kampf	117
7 »Ein Volk sollte wissen, wann es besiegt ist«: Die Neuerfindungen der >abendländischen Kriegsführung<	155
Zeittafel	173
Weiterführende Literatur	183
Abbildungsnachweis	208
Karten	209
Register	210

Einleitung

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit dem Thema Krieg zwischen etwa 750 v. Chr. und 650 n. Chr. Sein Schwerpunkt liegt dabei auf den klassischen Kulturen der Griechen und Römer, obwohl einige ihrer Feinde, also Völker wie die Perser, Karthager, Germanen, Hunnen, Araber usw., ebenfalls auftauchen. Für diesen Blickwinkel gibt es Gründe, die über die akademische Spezialisierung des Autors hinausreichen.

Der Krieg lag im Mittelpunkt der klassischen Kulturen, obwohl sich diese, im Gegensatz zur üblichen Vorstellung, nicht jederzeit im Kriegszustand befanden. Und wenn dies der Fall war, dann suchten sie nicht immer die offene Schlacht. Über lange Zeit hinweg waren die Griechen und Römer weitgehend militärisch erfolgreich, und der Krieg ging ihnen nie ganz aus dem Sinn. Die antike Mittelmeerwelt brachte ausgeklügelte Überlegungen speziell zum Krieg hervor, von denen viele auch heute noch relevant sind. Vom Thema Krieg übernommene Konzepte



Abb. 1. Hoplitenkampf. Ausschnitt aus der Malerei auf einer protokorinthischen Vase (Chigi-Vase), um 650 v. Chr.

dienten außerdem dazu, viele andere Denkbereiche zu strukturieren. Auch wurde der Krieg als eines der Hauptkriterien zur Unterscheidung zweier Kulturen angesehen. Innerhalb der klassischen Kulturen war Krieg von zentraler Bedeutung für die Darstellung von Männlichkeit sowie für Überlegungen bezüglich der Unterschiede zwischen Mann und Frau. Auf ganz individueller Ebene dienten kriegsbezogene Vorstellungen einzelnen Personen zum Verständnis und zur Darstellung ihrer Persönlichkeiten. Fast alles, was man in der griechischen und römischen Welt las, hörte oder sah, konnte Vorstellungen von Krieg wachrufen.

Die Griechen und Römer gingen gerne davon aus, dass sie in einer Art und Weise Krieg führten, mit der sie sich sowohl von früheren Völkern als auch anderen Völkern ihrer Zeit unterschieden. Dies führt zu einem eigenen Forschungsfeld.

Manche moderne Altertumswissenschaftler haben diese Vorstellungen einer Sonderform der klassischen Kulturen in der Kriegsführung wieder aufgegriffen, und indem sie diese Vorstellungen mit den Einflüssen der klassischen Welt auf die moderne Kultur des Westens in Zusammenhang brachten, kamen sie zum Konzept einer *›abendländischen Kriegsführung‹* (*Western Way of War*). Ihrer Meinung nach handelt es sich dabei um eine Kontinuität militärischer Praktiken, die vom antiken Griechenland bis zum modernen Westen reicht. Die Untersuchung und Neubewertung dieses Konzepts steht im Zentrum dieses Buches.

Diejenigen Altertumswissenschaftler, die von einer Kontinuität der *›abendländischen Kriegsführung‹* ausgehen, definieren diese in der Regel folgendermaßen: Angestrebt wird eine offene Entscheidungsschlacht, die eine Auslöschung des Gegners zum Ziel hat und vorzugsweise von schwer bewaffneter Infanterie im Nahkampf ausgefochten wird. Diese Schlacht wird durch Tapferkeit entschieden, die wiederum teilweise auf Training und Disziplin basiert. Derartige Vorstellungen werden oft

mit politisch freien und Land besitzenden Kämpfern verbunden – ein sogenanntes ›bürgerliches Soldatentum‹ (*civic militarism*). Diese ›abendländische Kriegsführung‹ wird als Erfindung der Griechen angesehen, die sie dann an die Römer weitervererbten, worauf die ›abendländische Kriegsführung‹ irgendwie das europäische Mittelalter überlebte, in der Renaissance wieder aufblühte und von dort direkt in den modernen Westen wanderte.

Im vorliegenden Buch wird die ›abendländische Kriegsführung‹ in einer anderen Weise interpretiert, nämlich nicht so sehr als objektive Wirklichkeit, also als tatsächliche Kontinuität militärischer Praktiken, sondern eher als eine kraftvolle Ideologie, die seit ihrer Erschaffung durch die Griechen oftmals neu erfunden wurde (und wird) und sich mit jeder dieser Neuerfindungen veränderte. Diejenigen, die sich dieser Ideologie verschreiben, kämpfen im Vergleich zu anderen nicht unbedingt auf eine grundlegend andere Weise. Sie sind tatsächlich nur oft der Ansicht, es sei so.

Einige frühere Kulturen hatten Kampftechniken, die sich nicht so sehr von denen der Griechen unterschieden. Die Assyrer suchten eindeutig offene Entscheidungsschlachten, mit dem Ziel, den Gegner auszulöschen. Ihre Armeen waren trainiert, diszipliniert, bestanden zum Teil aus Land besitzenden Kämpfern und enthielten in der sogenannten neuassyrischen Zeit (934–609 v. Chr.) gepanzerte Infanterie, die nur mit einem Speer für den Nahkampf bewaffnet war (vgl. Abb. 2). Nach ihren eigenen Begriffen kämpften sie um politische Freiheit. Letzteres kann man nicht einfach im Vergleich mit ›westlicher‹ Freiheit von der Hand weisen. Das Konzept der Freiheit lässt sich nicht verallgemeinern, denn die Bedeutung von Freiheit unterscheidet sich nicht nur zwischen Kulturen, sondern auch innerhalb einzelner Kulturen, wo Freiheit für unterschiedliche Gruppierungen unterschiedliche Bedeutungen haben kann, die sich wiederum mit der Zeit ändern können.



Abb. 2. Assyrische Kämpfer auf einem Relief aus dem Palast des Sanherib in Ninive, um 700 v. Chr.

Es ist keineswegs sicher, dass die klassischen Kulturen in Bezug auf ihre Kriegsführung so einzigartig waren, wie sie das gerne glaubten. In den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts kamen bei einer archäologischen Ausgrabung in einem kleinen Moor bei Hjortspring auf der dänischen Insel Als ein prunkvolles Boot

und Waffen zutage. Diese Funde wurden möglicherweise um 350 v. Chr. als Opfer an die Götter in dem Moor versenkt. Wahrscheinlich gehörten sie zur Ausrüstung einer Streitmacht, die in einem Krieg in dieser Gegend eine Niederlage erlitten hatte. Unter den Militaria waren Schwerter und Kettenhemden sowie eine große Zahl Lanzen, Wurfspeere und Schilder. Modernen Interpretationen zufolge deuten diese Funde auf eine Barbarenstreitmacht hin, die, weit weg von Griechenland und Rom, aus Land besitzenden Kämpfern bestand, die wiederum politische Rechte hatten, wie ihre Gesellschaft sie verstand. Diese Kämpfer waren in Einheiten ähnlich ausgerüsteter Lanzenkämpfer zusammengefasst, die mit Stoßangriffen versuchten, in der Schlacht eine Entscheidung herbeizuführen. Demnach kämpften sie genauso wie zeitgenössische Armeen der Mittelmeerwelt, besonders wie die römischen Legionen dieser Epoche.

Lange nach dem Ende der antiken Welt konnten andere Kulturen eine Kampfweise entwickeln, die der ›abendländischen Kriegsführung‹ bemerkenswert ähnlich war, obwohl dabei abendländische Einflüsse eine nur geringe oder überhaupt keine Rolle spielten. Wie sich noch zeigen wird, änderten die südafrikanischen Zulus im frühen 19. Jahrhundert ihre Militärorganisation, ihre Taktiken und ihre Ausrüstung zugunsten offener Feldschlachten, die von Infanterie im Nahkampf ausgefochten wurden und einen entscheidenden Sieg zum Ziel hatten.

In Wirklichkeit kämpften die Kulturen der klassischen Welt nicht immer nach dem Modell der ›abendländischen Kriegsführung‹. Über lange Zeiträume ihrer Geschichte hinweg scheinen die Griechen sogar relativ gut darin gewesen zu sein, Schlachten aus dem Weg zu gehen. In den 27 Jahren des bitteren Peloponnesischen Krieges zwischen Athen und Sparta und ihren jeweiligen Verbündeten gab es nur zwei oder drei entscheidende Landschlachten, die der ›abendländischen‹ Kampfweise nahekommen. In gleicher Weise waren auch die Römer nicht immer felsenfest zur offenen Feldschlacht entschlossen. Als

Kaiser Tiberius den kaiserlichen Prinzen Germanicus im Jahr 16 n. Chr. von einem Feldzug im rechtsrheinischen Germanien abberief, tat er dies in der Meinung, den römischen Interessen wäre besser damit gedient, die Germanen gegeneinander aufzuhetzen. Als im Jahr 48 v. Chr. der Bürgerkrieg zwischen Julius Caesar und Pompeius Dyrrachium in Griechenland erreichte, lag der erste Versuch zur Herbeiführung einer Entscheidung eher in der Errichtung von Befestigungsanlagen als in einer offenen Schlacht. Im Jahr 83 n. Chr. stellte der Feldherr Agricola in der Schlacht am Mons Graupius gegen die Caledonier seine Auxiliartruppen in der vorderen Linie auf, seine römischen Bürgertruppen dahinter. Sein Schwiegersohn Tacitus, der Autor dieses Berichts, war der Ansicht, der Sieg sei ungleich ruhmareicher, wenn kein römisches Blut vergossen werde.

Nicht vergessen werden darf ein Faktor, der zu einer Überbetonung der Einzigartigkeit griechischer und römischer Schlachten einladen könnte – nämlich die Art der vorhandenen Belege. Während die Archäologie zwar einiges über die Gegner der Griechen und Römer aussagen kann, stammen die literarischen Belege in fast allen Fällen aus den klassischen Kulturen selbst. Hätten deren Gegner ähnliche Literaturmengen produziert und hätten diese überlebt, dann könnten heute ganz andere Vorstellungen herrschen.

Die Zusammenhänge zwischen Realität und Ideologie sind stets komplex. Einerseits hat die Ideologie der ›abendländischen Kriegsführung‹ die Interpretation der Wirklichkeit bestimmt. Wie sich noch zeigen wird, waren die Einwohner des oströmischen Reiches im 7. Jahrhundert n. Chr. immer noch der Meinung, sie kämpften in einer offenen ›abendländischen‹ Weise, ihre arabischen Gegner jedoch nicht, während sich ihre Streitkräfte in Wirklichkeit große Mühe gaben, einer offenen Feldschlacht aus dem Weg zu gehen. Als wiederum die Europäer von der Kriegsmaschinerie der Zulus hörten, gingen sie davon aus, dass die Afrikaner diese nicht auf eigenen Antrieb hin entwi-

ckelt haben konnten, sondern westliche Vorbilder kopiert haben mussten. Andererseits kann die Ideologie auch die Realität gestalten. Es gab vielleicht nur wenige Landschlachten im Peloponnesischen Krieg, aber in den Anfangsjahren der Auseinandersetzung führte die Ideologie dazu, dass die Spartaner in der Erwartung eines Kampfes in athenisches Gebiet einmarschierten. Wäre Tiberius von der Möglichkeit einer Entscheidungsschlacht in Germanien im Jahr 17 n. Chr. ausgegangen, hätte er Germanicus möglicherweise nicht befohlen, die römischen Streitkräfte zum Rhein zurückzuführen. Auch die Belagerungsanlagen bei Dyrrachium beendeten nicht die Angelegenheit zwischen Caesar und Pompeius. Dies geschah erst auf dem Schlachtfeld von Pharsalos. Tacitus mochte einen Sieg ohne römisches Blut für ideal halten, aber die Legionäre am Mons Graupius waren sowohl kampfwillig als auch kampfbereit.

Obwohl die Verbindungen zwischen Ideologie und objektiver Wirklichkeit alles andere als überschaubar sind, ist es besser, die ›abendländische Kriegsführung‹ eher als Ideologie anzusehen. Die ›abendländische Kriegsführung‹ stattdessen für eine Kontinuität militärischer Praktiken zu halten, bedeutete eine Homogenisierung der Geschichte. Dies könnte nur zu leicht zu der Vorstellung führen, es hätte immer nur eine Form der ›abendländischen Kriegsführung‹ gegeben und passend dazu nur eine ›andere Art der Kriegsführung‹. Eine derartige Vorstellung ebnete die Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen verschiedenen Kulturen ein, doch die Unterschiede zwischen uns und den Griechen und Römern sind ebenso interessant wie die Gemeinsamkeiten. Möglicherweise lernen moderne Menschen mehr über sich selbst, wenn sie zu ihrer Überraschung diese Unterschiede bemerken, als wenn sie einfach nur ihr Abbild auf die Vergangenheit projizieren.

Als ich dieses Buch noch einmal durchgelesen habe, um das Vorwort zu schreiben, fiel mir auf, dass aus Umfangsgründen das 6. Jahrhundert n. Chr. gestrichen werden musste, obwohl in

dieser Zeit Kaiser Justinian seine Rückeroberungskriege führte, über die einer der letzten großen klassischen Historiker berichtet, nämlich Prokop. Um diesen Umstand etwas auszugleichen, habe ich einige moderne Arbeiten über diese Zeit im Abschnitt zur weiterführenden Literatur eingebaut. Dieser Abschnitt ist beinahe ein achtes Kapitel, und die jeweils relevanten Sektionen sollten gemeinsam mit dem Haupttext gelesen werden, da sie meine Argumentationen mit modernen wissenschaftlichen Fragen und Diskussionen in Zusammenhang bringen und es dem Leser ermöglichen, eigene Interessen weiterzuverfolgen.

Das Buch beschäftigt sich sowohl mit der Frage, wie Kriege geführt wurden, als auch (was wesentlich seltener untersucht wird), wie man über Kriege dachte. Es wechselt dabei zwischen der Entwicklung allgemeiner Feststellungen, die auf bestimmten Einzelbelegen basieren, sowie Untersuchungen einiger besonderer Beispiele aus den großen Themen und Kontroversen in der modernen Altertumswissenschaft. Leser sollen dadurch dazu ermutigt werden, in anderen Zusammenhängen in ähnlicher Weise für sich Geschichtswissenschaft zu betreiben.

Abschließend bleibt mir noch die erfreuliche Pflicht, zahlreichen Personen für die Unterstützung bei diesem Buch zu danken: George Miller, Herausgeber und Freund, weil er das vorliegende Buch in Auftrag gab und zahlreiche Gedanken in der Diskussion klärte. Gedankt sei außerdem zwei Kollegen und Freunden für ihre konstruktive Kritik, nämlich Maria Stamatopoulou vom Lincoln College, Oxford, sowie Michael Whitby an der University of Warwick; schließlich dem unbekannten Leser im Namen des Verlages.

Zuletzt möchte ich dieses Buch dem Andenken an meinen Vater, Captain Hugh Sidebottom, widmen, der sich am 3. September 1939 freiwillig für den Kriegsdienst meldete.

1 »Auf mein Signal lasst ihr die Hölle los« Die abendländische Art der Kriegsführung?

Der Film *Gladiator* beginnt mit einer epischen Schlachtendarstellung in den Wäldern Germaniens. Auf der einen Seite stehen die Römer in disziplinierten Einheiten und mit einheitlicher Ausrüstung. Sie warten schweigend in voller Bildbreite und machen ihre relativ hochtechnologischen Waffen bereit. Ihre Parole lautet »Einheit und Stärke«. Als eine festgelegte Kommandostruktur die Befehle erteilt, schießen sie wie ein Mann, und rücken in Linie vor. Im Kampf helfen sie einander und zeigen ihren Mut. Auf der anderen Seite stehen die Barbaren. Sie haben weder Einheiten noch Einheitlichkeit und tragen Pelze. Einige haben gestohlene römische Schilde, aber es fehlen ihnen die Katapulte, die den höchsten Grad der Militärtechnologie repräsentieren. Zu Beginn verbergen sie ihre Truppenstärke im Wald. Während sie vor und zurück wogen, schmettert jeder seine Waffen gegen den Schild und stößt ein wildes Gebrüll aus. Ihre gellenden Schreie sind nichts weiter als Kauderwelsch. Der einzige Hinweis auf eine Hierarchie sind Nahaufnahmen eines besonders großen und haarigen Kriegers. Sie stürzen sich als wilder Haufen in die Schlacht und kämpfen als grimmige Einzelkämpfer.

Auf der einen Seite steht die Zivilisation, auf der anderen die Wildheit. Die Römer werden als Vertreter einer Kampfesweise dargestellt, die oft als »abendländische Kriegsführung« (*Western Way of War*) beschrieben wird. Deren Ziel ist eine offene Entscheidungsschlacht, die durch Tapferkeit gewonnen wird. Diese wiederum ist teilweise durch Disziplin anerzogen. Die Germanen praktizieren eine »schleichende« Art der Kriegsführung, ihr Ziel ist ein Hinterhalt. Sie kämpfen ohne Disziplin, aber mit irrationaler Wildheit. Wenn man sich die Schlacht ansieht, erscheint sie einem als »wahr«, da sie »natürlich« zu sein scheint. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Die ›abendländische Kriegsführung‹ und ihr Gegenstück sind kulturelle Konstruktionen. Es ist wichtig zu fragen, woher dieses Konzept der ›abendländischen Kriegsführung‹ kommt, warum es erschaffen wurde und wie es sich halten konnte.

Griechen und Trojaner

Als Einstieg bietet sich hier das erste Werk der abendländischen Literatur an, nämlich Homers *Ilias*. Dieses griechische Epos spielt in der mythischen Zeit des Trojanischen Krieges um 1200 v. Chr., als eine griechische Allianz unter Führung des Königs von Mykene die kleinasiatische Stadt Troja belagerte und ausplünderte. Das Epos entstand zu dieser Zeit, wurde aber von Generationen von Dichtern erzählt und wiedererzählt und dabei verformt. Seine endgültige Form erhielt es im 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr., im 6. Jahrhundert v. Chr. wurde es schließlich niedergeschrieben.

Einige Elemente dieses Epos könnten darauf hindeuten, dass die Idee einer ›abendländischen Kriegsführung‹ bereits existierte: die Griechen praktizieren diese Kampfesweise, die Trojaner aber nicht. Es sterben mehr Trojaner als Griechen, und die Trojaner erleiden schrecklichere Wunden. Bestimmte Schmerz ausdrückende Verben werden nur auf Trojaner angewendet. Die Trojaner sprechen in dem Epos auf eine weniger nachdrückliche und kriegerische Weise als die Griechen. Nur Trojaner betteln im Angesicht einer vorgehaltenen Lanzenspitze um ihr Leben. Zweimal wird explizit darauf hingewiesen, dass die Griechen in der Schlacht einander helfen. Wiederum zweimal liest man, dass die Griechen schweigend in die Schlacht ziehen, während die Trojaner im Gegensatz dazu wie Schafe blöken oder wie Wildvögel klingen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach kann jedoch aus all diesen Angaben keine Existenz einer ›abendländischen Kriegsfüh-

rung in der *Ilias* ableiten. Die weniger kriegerische Sprache der Trojaner lässt sich damit erklären, dass sie sich in ihrer Heimat befinden und nicht nur ihre Eltern, Frauen und Kinder verteidigen, sondern auch oft mit ihnen sprechen. Die Griechen halten sich in einem Militärlager auf, das nur aus Kriegern besteht, und ihre Speere haben ihnen weibliche Gefangene gewonnen. Mehr Trojaner sterben, da sie letztlich verlieren werden. Dass die Trojaner um ihr Leben betteln, schrecklichere Wunden erleiden und mit Schmerz assoziierte Worte auf sie angewandt werden, dient alles dazu, das Pathos des Schicksals zu erhöhen, das, wie jeder Leser weiß, auf Troja zukommt.

Lediglich drei Abschnitte (3,2–9; 4,428–438; 17,364 f.) in diesem sehr langen Gedicht enthalten die beiden expliziten Aussagen, Griechen stünden einander in der Schlacht bei und rückten schweigend vor. Im Gegensatz dazu berichtet eine Stelle (13,41) von schweigend vorrückenden Trojanern, und im Laufe der Erzählung kommen sowohl Trojaner als auch Griechen ihren Kameraden zu Hilfe.

Im Allgemeinen ist dieses griechische Epos, das einen Teil der Geschichte eines mythischen griechischen Sieges über Nichtgriechen erzählt, bemerkenswert frei von Fremdenfeindlichkeit. Die Griechen stehen nicht über den Nichtgriechen. Die Trojaner und ihre Verbündeten haben mit den Griechen soziale und politische Strukturen gemeinsam. Beide Seiten leben in Städten, die von Königen beherrscht werden, einen Ältestenrat haben und eine Volksversammlung. Griechen und Trojaner haben dieselbe Kriegsausrüstung: Streitwagen, Helme, Bronzepanzer, Schilder, Lanzen und Schwerter. Auf beiden Seiten benutzen manche Pfeil und Bogen. Diese Ausrüstung wird auf dieselbe Art und Weise eingesetzt: Man kämpft manchmal auf Distanz, manchmal im Nahkampf, manchmal einzeln, und manchmal als Gruppe. Darüber hinaus teilen sie dieselben Beweggründe. Das Epos beschreibt in seiner brillantesten Rede, die Sarpedon, einem trojanischen Verbündeten aus Lykien in

Kleinasien, in den Mund gelegt wird, genau den heroischen Code, der Männer in der ›heißen Schlacht‹ antreibt:

Drum geziemt es sich jetzt, bei den Lykiern unter den ersten
Vorne zu stehn und der hitzigen Schlacht uns

entgegenzuwerfen,

Daß man so bei den dichtgepanzerten Lykiern spräche:
›Wahrlich, ruhmvoll herrschen sie nicht im Lykierlande,
Unsere Könige, die von fetten Schafen sich nähren
Und vom süßen erlesenen Wein, doch auch ihre Kraft ist
Herrlich, da unter den ersten sie bei den Lykiern kämpfen.‹
[...]

Jetzt indessen, da tausendfach uns die Keren umringen,
Denen ein Sterblicher nicht entfliehen kann und entrinnen,
Gehen wir, selbst uns Ruhm zu erwerben oder dem Feinde.

(12,315–328; Übers. R. Hampe)

Man vergleiche nun Sarpedons Rede mit der eines griechischen Helden:

Da blieb allein Odysseus, der speerberühmte, und keiner
Von den Argeiern harzte bei ihm; die Flucht ergriff alle.
Aufgebracht sagte er da zu seinem stolzen Gemüte:
»Weh mir, was wird mit mir? Ein großes Übel zu fliehen,
Von der Menge geschreckt; doch schauriger, werd ich
gefangen,

Ich allein [...].

Aber warum erwog mein Sinn denn solche Gedanken?

Weiß ich es doch, daß nur die Feigen dem Kampfe
entweichen,

Wer aber tapfer will sein in der Schlacht, dem ist es
vonnöten,

Standzuhalten mit Macht, ob getroffen er wird oder treffe.«

(11,401–410; Übers. R. Hampe)

Es gibt in der *Ilias* also keine ›abendländische Kriegsführung‹, die die Griechen von ihren Feinden abgrenzt.

Griechen und Perser

Obwohl griechische Dichter der archaischen Zeit (776–479 v. Chr.) die eine oder andere abfällige Bemerkung über Fremde fallen ließen, entstand die Denkweise einer Einteilung der Welt in überlegene Griechen und minderwertige Barbaren erst durch die Perserkriege (490–479 v. Chr.) und deren Nachwirkungen. Mit der Entstehung dieser Gegensätzlichkeit wurde auch das Konzept einer ›abendländischen Kriegsführung‹ geboren.

Zur Zeit der Perserkriege lebten die meisten Griechen in einer großen Zahl autonomer Stadtstaaten (*poleis*, Sg. *polis*). Durch eine große Kolonisationswelle (um 750–550 v. Chr.) hatten sich diese über die griechische Heimat im Mutterland hinaus ausgebreitet, und zwar auf den Inseln der Ägäis, an der Westküste der heutigen Türkei, im Westen (Sizilien, Süditalien und den Mittelmeerküsten von Frankreich und Spanien), an den Küsten des Schwarzen Meeres sowie an einigen Siedlungspunkten in Nordafrika.

Jede *polis* lebte unter ihren eigenen Gesetzen, und das politische Leben wurde von einer mehr oder weniger großen Zahl erwachsener männlicher Bürger bestimmt. Der Kern der Streitmacht einer *polis* bestand aus einer Bürgertruppe, die sich hauptsächlich aus Bauern zusammensetzte. Diese kämpften als Hopliten: schwer bewaffnete Infanteristen, die in einer dicht zusammengedrängten Phalanx aufgestellt wurden und mit Stoßlanze und Schwert nur für den Nahkampf ausgerüstet waren.

Zweimal, 490 und 480/79 v. Chr., griffen Streitkräfte des Perserreiches, das bereits die griechischen *poleis* in Kleinasien unter seine Kontrolle gebracht hatte, das griechische Mutterland an. Das Perserreich war jung und expansionistisch. Seine Arme-

en bestanden aus mehr oder weniger brauchbaren Truppeneinstellungen seiner Untertanen sowie einem Kern aus Iranern. Unter Letzteren gab es sowohl Kavalleristen als auch Infanteristen. Sie waren in der Lage, sowohl auf Distanz zu kämpfen (mit Bögen und Wurfspeeren) als auch im Nahkampf (mit Lanzen und Schwertern). Die erste Expeditionsstreitmacht, nach persischen Begriffen eine eher kleine Angelegenheit, wurde in der Schlacht von Marathon von den athenischen Hopliten und einem kleinen Kontingent aus Plataiai aufgerieben. Der zweite Angriff, der vom persischen König persönlich angeführt wurde, hatte einen viel größeren Maßstab. Nicht alle Griechen des Mutterlandes schlossen sich einem dagegen gerichteten Verteidigungsbündnis an. Im Jahr 480 v. Chr. wurde eine kleine griechische Streitmacht, die von 300 Spartanern angeführt wurde, trotz heldenhaften Widerstandes an den Thermopylen überwältigt. Zur selben Zeit führte eine Seeschlacht bei Artemision zu einem Unentschieden. Im weiteren Verlauf des Jahres errangen die Griechen einen Seesieg bei Salamis, und im Folgejahr brachten die Griechen der persischen Armee in der Schlacht von Plataiai eine entscheidende Niederlage bei.

Die griechischen Siege erscheinen einem überraschend, denn die Griechen waren zahlenmäßig unterlegen, und ihre Hoplitengeschwadronen war im Vergleich zu den flexiblen persischen Abteilungen ein nur einfaches Kampfinstrument. Die Perser hatten außerdem in früheren Fällen andere griechische Streitkräfte besiegt.

Abgesehen von bestimmten Taktiken und Gegebenheiten schreibt Herodot, der große griechische Historiker der Perserkriege, das Ergebnis von Plataiai folgenden Umständen zu: »An Mut und Kraft standen die Perser nicht nach. Aber sie hatten keine Schutzwaffen und dazu keine Erfahrung und waren ihren Gegnern auch nicht an Geschicklichkeit gewachsen« (9,62; Übers. W. Sontheimer).

In seinem Bericht kämpfen die Perser tapfer Mann gegen

Mann, bis sie durch den Tod ihres Befehlshabers demoralisiert werden. Herodot war ein moralischer Relativist. Es war das erklärte Ziel seiner Geschichte, die Taten sowohl der Griechen als auch der Barbaren zu bewahren. Seiner Meinung nach unterschieden sich Barbaren für gewöhnlich in ihren Gewohnheiten von den Griechen. Das machte die Barbaren aber nicht schlechter – mit einer Ausnahme: Griechen lebten in politischer Freiheit, die Barbaren jedoch in politischer Knechtschaft unter ihren Königen. Herodots Einstellung blieb in der Folgezeit der Perserkriege, als die Griechen unter Führung der Athener in die strategische Offensive gingen, nicht mehr bestimmt.

Eine eher typisch griechische Haltung lässt sich bereits 472 v. Chr. finden, als das Stück *Die Perser* von Aischylos in Athen aufgeführt wurde. Die Bühne stellt den persischen Hof dar, der auf Neuigkeiten von der Niederlage von Salamis wartet und sie auch erhält. Asien wird als reich, fruchtbar opulent, und im Wesentlichen weiblich dargestellt. Griechenland ist im Gegensatz dazu felsig, rau und männlich. Die Perser kämpfen für ihren König, der grausam, frevlerisch und feige ist. Sie zeigen ihre Servilität, indem sie auf die Knie fallen und sich davor fürchten, angesichts eines ihrer Herrscher zu sprechen, selbst wenn es sich nur um dessen Geist handelt. Sie sind emotional, indem sie sich maßloser Trauer hingeben. Die Griechen kämpfen für die Freiheit. In Persien ist der König der Staat – in Griechenland sind es die Männer, aus denen sich die *polis* zusammensetzt. Es werden viele Perser namentlich erwähnt, aber keine Griechen. Dies vermittelt den Eindruck, die Griechen wären in einer Art und Weise gemeinschaftsbezogen, die auf die Perser nicht zutrifft. Wieder und wieder werden die Perser als Reiter und Bogenschützen bezeichnet. Im Gegensatz dazu sind die Griechen Lanzenkämpfer, wie im folgenden Auszug eines Dialogs deutlich wird, den die persische Königsmutter Atossa (bezeichnenderweise eine Frau) mit einem Chor (bezeichnenderweise) alter Männer führt.

ATOSSA

Solche Männermenge eines Heers steht ihnen zu Gebot?

CHOR

Wohl! Ein Heer, das schon den Medern [Persern] manches Übel hinzugefügt [d. h. bei Marathon].

[...]

ATOSSA

Schickt sich ihnen der vom Bogen abgeschnellte Pfeil der Hand?

CHOR

Nein! Die Nahkampfanzug und Bewaffnung, die zum Schild gehört.

ATOSSA

Wer ist als Gebieter über ihnen und befiehlt dem Heer?

CHOR

Keines Mannes Knechte oder Untertanen heißen sie.

ATOSSA

Wie dann widerstehen sie den Männern, die als Feinde nahn?

CHOR

So, daß sie vernichtet des Dareios großes, schönes Heer [wieder ist Marathon gemeint].

(235–244; Übers. E. Staiger)

Die Herabsetzung von Asiaten kommt noch deutlicher im Werk eines unbekannten Griechen des 5. Jahrhunderts v. Chr. zum Ausdruck, das unter den Schriften des Arztes Hippokrates überliefert wurde:

Was aber die Schlaffheit und Feigheit der Asiaten betrifft und die Tatsache, daß sie unkriegerischer als die Europäer und sanfter in ihrem Charakter sind, daran ist vor allem das Klima schuld, das keine großen Schwankungen, weder zum Warmen noch zum Kalten hin, zeigt, sondern sehr gleichmäßig ist. [...]

Aus diesen Ursachen scheint mir die Bevölkerung in Asien kraft- und mutlos zu sein, außerdem aber auch wegen der bei ihnen herrschenden politischen Einrichtungen. Denn der größte Teil von Asien steht unter Königsherrschaft. (*Die Umwelt* 16; Übers. H. Diller)

Die Perserkriege haben die Ideologie einer ›abendländischen Kriegsführung‹ fest verankert. Die Griechen kämpfen um Freiheit. Sie suchen die offene Schlacht, in der sie Mann gegen Mann kämpfen, und sie siegen durch ihre Übung und ihre Tapferkeit. Die servilen Perser kämpfen dagegen auf Befehl eines Autokraten. Sie sind weibische Feiglinge, da sie als Bogenschützen dem Nahkampf aus dem Weg gehen und als Reiter schnell die Flucht ergreifen.

Hierbei handelt es sich selbstverständlich nicht um eine vorurteilslose Analyse, sondern um ein stark ideologisches Konstrukt. In den Kriegen hatten die Perser sehr wohl die offene Schlacht gesucht, in der sie, wie Herodot berichtet, tapfer Mann gegen Mann kämpften. Herodot bringt uns in Erinnerung, dass sich nicht alle Griechen zu jeder Zeit der vorherrschenden Ideologie verschrieben haben. Einige Perser wurden von Griechen für tapfere Männer gehalten. In der Gesamtheit konnte man in den Persern Vertreter einer alten und weisen Kultur sehen. Nach den Kriegen übernahmen die Griechen von den Persern viele materielle Güter. Teil einer Definition von Kultur ist, dass diese ihren Angehörigen erlaubt, Ansichten zu haben, die logisch gesehen widersprüchlich sind.

Römer und Karthager

Das Konzept der ›abendländischen Kriegsführung‹ sollte sich als bemerkenswert dauerhaft, anpassungs- und exportfähig erweisen. Dies galt besonders für Rom, das von Anfang an zu einem bestimmten Grad dem griechischen Einfluss ausgesetzt war. Um 270 v. Chr. beherrschte Rom die Griechenstädte Süditaliens. Der Erste Punische Krieg (die übliche Bezeichnung der römisch-karthagischen Kriege leitet sich von *Puni* her, dem römischen Namen für die Karthager) von 264 bis 241 v. Chr. brachte zahlreiche griechische Städte in Sizilien unter römische Kontrolle. Der Zweite Punische Krieg von 218 bis 201 v. Chr. führte zur Vorherrschaft Roms im westlichen Mittelmeer. Der Dritte Punische Krieg von 149 bis 146 v. Chr. endete mit der Zerstörung Karthagos.

Gesellschaft und Organisation Roms in der Zeit der Republik waren von der Struktur her außerordentlich aggressiv. Das Verlangen der Oberschicht nach Ruhm und Gewinn, Wünsche, denen der Rest der Gesellschaft ebenfalls entsprach, trieben die Expansion voran. Dasselbe galt für die Kontrolle der Römer über ihre italischen Verbündeten. Diese wurden nicht Besteuerung, mussten aber Truppen für die römischen Heere stellen. Die Hauptstreitmacht des römischen Stadtstaates bestand aus seinen Legionen, einer Bürgertruppe aus schwerer Infanterie, die sich größtenteils aus Land besitzenden Bauern zusammensetzte. Diese hatten einst die Hoplitenbewaffnung getragen, waren aber zur Zeit der punischen Kriege mit *pila* (schweren Wurfspeeren) und Schwertern ausgerüstet.

Karthago war ein im 8. Jahrhundert v. Chr. von Phöniziern aus dem Nahen Osten gegründeter Stadtstaat in Nordafrika, der sich bis zum Ersten Punischen Krieg ein überseeisches Reich aufgebaut hatte, das sich aus Teilen Siziliens zusammensetzte, aus Sardinien, den Balearen sowie Gebieten in Spanien. Nachdem Karthago seine Besitzungen auf Sizilien und Sardinien in

den Nachwirkungen des ersten Krieges mit Rom verloren hatte, weiteten die Karthager in der Zeit vor dem zweiten Krieg die Gebiete aus, die sie in Spanien kontrollierten. Zur Zeit der punischen Kriege wurden die karthagischen Streitkräfte zwar von Karthagern kontrolliert, bestanden aber nicht aus karthagischen Bürgern. Stattdessen setzte Karthago Unterworfenen, Verbündete und Söldner ein, denen gestattet wurde, nach ihren einheimischen Methoden zu kämpfen. Die karthagische Art der Kriegsführung förderte die Ansicht der Römer, die Karthager seien ›orientalisch‹ und würden nicht nach Art der ›abendländischen Kriegsführung‹ kämpfen.

Obwohl die Römer die Karthager als ›orientalische‹ feige Barbaren darstellten, scheinen sie in relativ geringem Maße die tatsächlich östliche Herkunft Karthagos instrumentalisiert zu haben. Möglicherweise verhinderten die eigenen mythischen Wurzeln der Römer als Trojaner aus dem Osten, dass sie in diesem Punkt zu weit gingen. Stattdessen stützte man sich auf Geographie und Klima: Dass die Karthager in einem Seehafen lebten, machte sie gierig und verlogen, und für die Römer war Verrat eines der Charaktermerkmale eines Karthagerns. Die »punische Treue«, *Punica fides*, meinte das genaue Gegenteil. Darüber hinaus waren die Karthager grausam und abergläubisch. Diese Charaktereigenschaften traten besonders bei ihren Menschenopfern zutage, zumal denen ihrer eigenen Kinder. Karthago war verweiblich. Karthagische Frauen waren gefährliche Verführerinnen wie die mythische Königin Dido. Karthagische Männer waren weibisch, trugen lange und ungekürzte Gewänder und hatten keine Kontrolle über ihre sexuellen Gelüste. Indem sie andere für sich kämpfen ließen, zeigten sie ihre Feigheit. In den Augen der Römer ließ sich dies mit ihrem Leben in Afrika erklären. Man ging davon aus, dass Afrikaner wegen der heißen Sonne wenig Blut in ihren Körpern hatten. Daher fürchteten sie sich vor Wunden, aus Angst, das bisschen Blut, das sie hatten, zu verlieren, und deshalb waren sie Feiglin-